

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 81.

Mittwoch, 5. April.

1916.

## Um Ehre und Leben.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blüth.

Auch Frau Luise war glücklich. Aber dennoch sagte sie mit leiser Wehmut: „Eigentlich ist unser Los doch ganz schrecklich. Erst jetzt kommt mir so recht zum Bewußtsein, was wir früher waren und nun jetzt sind. Wenn ich bedenke, was für eine Erziehung ihr beiden genossen habt; und nun müßt ihr für Geld arbeiten, bloß um unser Dasein zu fristen! Wahrhaftig, ein graufames Schicksal.“

Der Tochter kamen die Tränen. An die Vergangenheit und an ihre Hoffnungen von einst durfte sie nicht denken. Nein, das durfte sie nicht! Sonst war es um ihre Kraft und ihren Halt geschehen. Nein! Nein! Das nicht! Was hinter ihr lag, mußte vergessen sein, alles, alles, mußte vollständig tot und begraben sein, damit sie für das neue Leben, das vor ihr lag, all ihre Kraft sammeln konnte. Deshalb bat sie nun: „Daß das, Mama, bitte, bitte, Erwähne das niemals mehr, ich bitte dich darum. Wir müssen uns daran gewöhnen, mit unserem Dasein zufrieden zu sein, bis uns ein besseres Schicksal beschert wird. Also machen wir uns nicht das Leben durch nutzlose Klagen schwer.“

Die Mutter nickte und schwieg bekümmert.

Aber sie dachte: Glückliche Jugend, du kannst wohl schnell vergessen und dich in neue Verhältnisse einleben, du bist kräftig und erlastigt, aber ich, ich bin eine alte schwache Person. Mir bringt die Zukunft nichts mehr. Ich kann nur von der Vergangenheit zehren und darum trifft mich dieser Wechsel vom Reichtum zu so bitterer Armut um so schwerer! — Ja, sie litt ganz unfähig darunter, und das Schlimmste war, sie durfte es nicht einmal zeigen, um ihre Kinder nicht auch noch zu entmutigen. So ging sie kummerreicher und bedrückt einher und verschloß unter einem gleichmäßigen, ruhigen, gebulbigen Gesicht all ihren heimlichen Jammer.

Doch auch Lucie litt schwerer unter dem harten Schicksal, als sie es äußerlich zur Schau trug. Und gerade jetzt, nun sie von den Erträgen ihrer Arbeit zu leben anfing, nun sie gezwungen war, mit wildfremden Menschen in geschäftliche Beziehungen zu treten, nun sie es dulden mußte, daß man sie leichtthin abfertigte, ja manchmal sogar kurz, fast schroff mit ihren Arbeiten abwies, nun erst empfand sie mit krasser Härte den Wechsel ihres Schicksals. Oft schoß ihr das Blut hoch und der Ärger und die Scham preßten ihr die Kehle zusammen, so daß sie oft nahezu daran gewesen war, auf und davon zu laufen. Aber nur der Gedanke an die alte Mutter hielt sie immer wieder aufrecht, so daß sie den Kampf von neuem aufnahm.

Nur einmal hatte sie ihre letzte ganze Kraft daran setzen müssen, um nicht einen dummen Streich zu machen. Das war damals gewesen, als sie eine Freundin von früher getroffen hatte, die nun reich und glücklich verheiratet war, — und da pochte ihr Herz so wild und ungestüm, daß sie sich auf das Lager warf und in wahnstinniger Angst und Wut festlich in ihr Luch, um nicht laut aufschreien zu müssen vor Weh und Schmerz. — Aber auch das ging wieder. Der Mensch kann ja so

viel ertragen, viel mehr, als er glaubt, sich zumuten zu dürfen. — Und so kam sie auch über dies Schwerste hinweg.

So empfand also Mutter und Tochter erst jetzt den Wechsel des Schicksals in ihrer ganzen Härte, aber beide verbargen sie dies Weh voreinander, um sich nicht gegenseitig das Leben schwer zu machen. Und Lucie war froh, wenn sie bei ihrer Arbeit sitzen konnte und den Grillbelegen entzogen war.

Denn Arbeit gab es genug für sie. Jene Kunsthandlung, die ihre ersten Kleinigkeiten gekauft hatte, schien gute Erfolge damit erzielt zu haben; denn fast jeden Tag gab es Nachbestellungen, so daß sie auf Wochen hinaus beschäftigt war. — Einmal, als sie wieder einen Teil ihrer fertigestellten Arbeit ins Geschäft trug, glaubte sie die Entdeckung zu machen, daß der Chef sie nicht mehr mit so diskreter Zurückhaltung behandelte, als es zuerst geschehen war, ja, es kam ihr sogar vor, als lächle er sie hier und da ein wenig dreist an. Das erschreckte sie dermaßen, daß sie alle Kraft zusammen nehmen mußte, um ihre Würde und Haltung zu bewahren. Sowie die Abrechnung beendet war und sie ihr Honorar empfangen hatte, eilte sie davon, mit dem festen Vorsatz, diesen Laden nie wieder zu betreten. Aber kaum war sie draußen, als eine neue Überraschung ihrer harnte. Jener Herr Baron Leuben trat ihr so bestimmt in den Weg, daß sie ihm nicht gleich davonlaufen konnte.

„Ah, meine Gnädigste“, rief er galant grüßend, „endlich einmal hab' ich wieder den Vorzug! Warum höre ich denn gar nichts von Ihnen? Vergabens habe ich alle Kunsthandlungen nach Ihren Arbeiten abgesehen. Nichts, gar nichts fand ich. Warum denn nicht? Sie haben wohl kein rechtes Vertrauen zu meinen Rat schlägen wie? Na, seien Sie nur bitte ganz ehrlich, ich nehme es Ihnen gar nicht übel.“

Sie wollte ihn ein wenig kurz abfertigen, aber sie konnte es nicht. Unwillkürlich mußte sie über ihn lächeln und dann erwiderte sie höflich: „Sie sind im Irrtum, Herr Baron, ich habe nichts ausgestellt, weil ich nichts habe. Die vielen Nachbestellungen von diesem Geschäft hier nahmen alle meine Zeit in Anspruch.“

Er tat ganz harmlos. — „Dü, also machen Sie gute Fortschritte. Das zu hören freut mich außerordentlich.“

Weiter antwortete sie: „Ja, ich wundere mich eigentlich selber darüber, daß meine kleinen Sachen so viele Liebhaber finden.“

Blöblich sah er sie an, so fest und prüfend, als wolle er in ihrer Seele lesen. Als er aber ihr gutmütig harmloses Lächeln sah, änderte sich sein Aussehen sofort, und er sagte galant: „Sie schätzen eben Ihre Arbeiten nicht hoch genug ein, meine Gnädigste!“

Sie lächelte, schwieg und ging weiter.

Er blieb ganz dreist an ihrer Seite. „Ich habe heute einen neuen Vorschlag für Sie, mein gnädiges Fräulein, — kommen Sie mit zu Schulte, da ist seit gestern eine Wöcklin-Ausstellung eröffnet. So was sehen Sie sobald nicht wieder.“



„Sehr lebenswürdig, aber leider kann ich nicht.“  
Unwillkürlich ging sie schneller. Er aber auch. „Mein Gott, das dauert keine halbe Stunde. Als Künstlerin muß Sie doch so was interessieren.“

„Gewiß, ich liebe Böcklin sogar sehr, leider aber habe ich heute keine Zeit.“

„Für Meister Böcklin sollte eine Künstlerin immer Zeit haben!“

Räselnd entgegnete sie: „Meine Mama ängstigt sich, wenn ich nicht zur Zeit da bin.“

„So werde ich Sie entschuldigen.“

„Sehr gütig, doch ich muß bestens danken.“

Ein wenig verärgert biß er die Lippen zusammen.

— „Lassen Sie doch mit sich reden! Es soll Ihnen doch nur eine Freude damit gemacht werden!“

Sie nickte ihm dankend zu. —

„Heute muß ich leider bedauern.“

„Wir nehmen ein Auto: Ich bringe Sie bis vor die Tür Ihres Hauses!“

„Besten Dank. Ich nehme die Elektrische.“ Sie nickte ihm nochmals zu und stieg dann schnell in die erste ankommende Bahn.

Ein wenig verblüfft, sah er ihr nach. Dann ging er weiter. Und er dachte: Nur Geduld, du entkommst mir doch nicht mehr!

\* \* \*

Der Herbst kam ins Land und färbte Wald und Feld. Draußen auf den Wiesen vor der Braunschen Wohnung ließen Berliner Rangen ihre Papierdrachen fliegen und die kleinen Mädchen, mit herbstlichem Laub geschmückt, tanzten wilde Reigen. Es war ein buntes Leben und Treiben.

Mit stiller Behmut sah Frau Luise Braun von ihrem Balkon aus in den Trübel hinunter. Sie seufzte heimlich. Wieviel schöner, stiller und poesievoller war doch bei ihr daheim in ihrem lauschig friedlichen Gärtchen alles das gewesen! Ach, sie durfte gar nicht daran denken. Und dennoch, dennoch, konnte sie das Vergangene noch immer nicht vergessen.

Ihr Haar war in diesen Monaten der heimlichen Sorgen und des versteckten Kummers fast weiß geworden. Sie wußte es recht gut, aber sie lächelte nur dazu. Sie erwartete ja nichts mehr vom Leben. Nur die Zukunft ihrer Kinder lag ihr noch am Herzen und am meisten bangte sie sich um ihren Kurt. Zwar hatte er sich schon ganz gut eingearbeitet und sich nach und nach hineinzuwenden in seinen neuen Beruf. Wenn er daheim war, klagte er niemals mit einem Wort über das Ungeübte und Drückende der neuen Stellung. Dennoch aber merkte das sorgende Auge der Mutter nur zu genau, daß ihr Liebling einen heimlichen Kummer hatte, daß er nicht glücklich und mit seinem Beruf nicht zufrieden war, und das war es, was ihr das meiste Kopfzerbrechen verursachte. Er tat ihr ja so leid. Der arme, liebe Junge. Und wo sie nur konnte, sprach sie ihm Trost und Hoffnung zu, und gab ihm ein viel reichlicheres Taschengeld, als die Verhältnisse es ihr gestatteten. Nur, damit er nicht ganz unterginge in dieser Misere des Alltags.

Er war ein zärtlicher Sohn. Er liebte seine Mama. Er wußte, was er an ihr hatte, und wenn ihm das Herz manchmal zu übertoll wurde oder wenn er gar kein Geld hatte, dann schüttete er bei Mamachen all sein Leid aus und dann gab die alte Frau, was sie nur entbehren konnte, um ihrem Liebling die Sorgenfalten von der Stirn zu bringen. Von alledem erfuhr Lucie nie etwas.

Aber sie merkte recht gut, was hinter ihrem Rücken vorging. Dennoch schwieg sie stets dazu, weil sie wußte, daß ihr Dazwischentreten ja doch nur böses Blut machte. Es war ja schon seit Jahren so gewesen; immer hatte die Mama ihren Liebling bevorzugt; weshalb sollte sie stets von neuem dagegen reden, es war ja doch zwecklos.

So lebten sie wortfarg und heimlich verbittert nebeneinander hin. Ein Tag wie der andere, Arbeit und immer Arbeit, selten mal fiel ein heiteres Wort.

Kurt versah pünktlich und mit Aufmerksamkeit seinen Dienst. Nie war ihm ein Fehler oder eine Unregelmäßigkeit nachzuweisen, aber dennoch tat er alles nur rein mechanisch, alles nur unter dem Druck und Zwang der Verhältnisse. — Seine Gedanken und Hoffnungen waren anderswo. Sowie sein Dienst beendet war, kleidete er sich um und ging spazieren. In der ersten Zeit, als er nur selten Geld hatte, erstreckten sich diese Gänge nur auf den Tiergarten, Grunewald oder einen der anderen öffentlichen Parks, wo er nicht viel Gelegenheit fand, immer Geld auszugeben. Später aber, als man ihm im Geschäft schon eine kleine Entschädigung gab und als auch Mamachen sein Taschengeld verdoppelte, manchmal sogar verdreifachte, steigerten sich seine Ansprüche an das Leben und er amüsierte sich, wo er dazu nur Gelegenheit fand. Leider mangelte es niemals an solcher Gelegenheit.

Der einzige aus dem Geschäft, mit dem er in Verkehr stand, war Fritz Jensen. Er hatte nun erkannt, daß er es mit diesem jungen Menschen nicht verderben durfte. Er konnte gar zu viel von ihm profitieren. Darum setzte er seinen Stolz zurück und trug dem gefälligen und stets lebenswürdigen Menschen seine Freundschaft an, die auch sofort angenommen wurde. Und seit sie nun Freunde waren, tat Jensen, was er für Kurt tun konnte. Wenn es irgendwo im Geschäft haperte, so daß Kurt nicht wußte, wie er sich helfen sollte, dann brauchte er nur zu Jensen zu gehen, der wußte sofort Rat. So geschah es, daß die beiden näher und näher zueinander rückten und daß sich im Laufe der Zeit ein sehr reger Verkehr zwischen ihnen entwickelte. Kurt mit dem Unterschied, daß Jensen fast immer der Gebende war. Aus dem reichen Schatz seiner kaufmännischen Erfahrungen, die er mühsam erworben hatte, teilte er dem neuen Freunde rückhaltlos mit, was er wissen wollte und brauchen konnte. Und Kurt nahm das alles mit einer solchen Selbstverständlichkeit hin, als ob es nur so und gar nicht anders sein konnte.

Aber einmal, als er sich wieder von der Treue und Zuverlässigkeit des Freundes überzeugt hatte, fragte er sich ganz unwillkürlich: Weshalb tut der gute Kerl das eigentlich alles für mich, wo ich ihm doch so gut wie gar keine Gegenleistung dafür bieten kann? Er grübelte lange darüber nach, ohne eine Antwort zu finden, bis ihm dann einmal ganz zufällig die Augen aufgingen.

Lucie war der Grund! Natürlich, das und nichts anderes war es!

Und dann begann er sich ganz genau darauf, wie damals, vor Jahren, sich die Sache aberspielt hatte, wie Jensen sich für die Schwester zu interessieren anfang, und wie Lucie diese Reime mit harter Hand unterdrückt und vernichtet hatte; ganz klar stand alles vor ihm; er war damals der einzige in der Familie gewesen, der die Dinge gemerkt hatte, und natürlich war er schweigend darüber hinweggegangen.

Unwillkürlich mußte er lächeln, als er das alles überdachte.

Woh der gute Jensen liebte Lucie noch immer!

Ganz neue Perspektiven taten sich da auf.

Mit einem Schlage änderte sich die ganze Sachlage, wenn die Schwester heiratete!

Dann war die Mama einer großen Sorge ledig, denn was sollte aus Lucie werden, wenn ihre Jugend verblüht war? Ein armes, altes und verbittertes Mädchen würde niemand heiraten. Und somit würde sie ihm zur Last fallen. Sicher war es so. Und mit nicht sehr angenehmen Gefühlen dachte er an jene Zeit.

(Fortsetzung folgt.)



Wie schätzenswert ist das Mißtrauen unseres eigenen Wertes; aber diese Tugend ist selten. Glauben wir nicht immer, einige Parats mehr zu wiegen als die anderen Menschen? Wie erbärmlich ist die Pittelheit!  
Sophie Charlotte, Königin von Preußen.



# Michael Georg Conrad.

(Zum 70. Geburtstag 5. April) von Peter Gamberger.

Ende der 70er Jahre des verflossenen Jahrhunderts fuhr ein junger Deutscher von Neapel nach Marseille. Auf dieser Meerfahrt las er ein Buch von Emil Zola: „Im Bauche von Paris“; und erlebte Stunden rauschhaften Entzückens. Und als er dann „den Boden der Provence betrat, des Heimatlandes Zolas, geschah's mit heißem, innigem Dank, daß auf dieser glühenden Scholle und unter diesem leuchtenden Himmel ein so herrlicher Künstler geboren war wie dieser übel beleumundete Zola“. Dieser Reisende, der hier auf dem Meer zwischen Neapel und Marseille in einem französischen Buch eine neue Welt entdeckte, war ein guter Deutscher, der die Heimat und ihre Dichter liebte. Aber er war auch ein Mensch mit neuzeitlichen, europäisch eingestellten Sinnen, und er fand, daß gerade die deutsche Dichtung sehr rückständig sei und den Erfordernissen und der Gestaltung der neuen Zeit wenig gerecht werde. „Unsere Dahn, Freitag, Spielhagen und tutti quanti stecken keine Köpfe in Brand, revolutionierten keine Künstlerreiche, verblüfften nicht durch die Kühnheit neuer Weltbilder.“ Die Besten waren freilich „lieb und wert als ausgezeichnete deutsche Typen. Aber sie hatten samt und sonders nicht genug revolutionäre Substanz, zu wenig heldenbaste Persönlichkeit, als daß ich ihnen eine höhere Bedeutung für die geistige und künstlerische Aufwärtsentwicklung unserer Nation beimessen konnte.“ Sie waren Lehrer und Erhalter; aber keine Zerstörer und Neubauer, keine ästhetischen Um- und Neuwertiger von überragender Figur. „Für die gewaltig aufrüttelnde Lebenspoesie, die wir ersehnten, brachten sie kaum eine Verheißung, geschweige denn eine Erfüllung.“ Den jungen Reisenden verlangte nach einem Dichter, der nicht in verschollenen Fernen lebte, sondern ihm die Zeit aus ihrem Geist deutete; nach einem Erzieher und Begleiter, einem Lebenskenner und Zukunftsgestalter. Da geriet er, zwischen Neapel und Marseille, an den Franzosen Zola, und diese Begegnung wurde ihm zur Offenbarung. Zola erschien ihm als der Homer der Zeit, und er glaubte, daß sein Werk auf die stagnierende deutsche Literatur ebenso befruchtend wirken könne, wie vor hundert Jahren der Genius Shakespeares.

Der Reisende, der da auf dem Meer Emil Zola erlebte, war der damals dreißigjährige Michael Georg Conrad aus Gnodstadt in Franzen. Er hatte Philologie studiert und war eine Weile Lehrer an Schweizer Schulen gewesen. Dann war er nach Paris gegangen und war dort Journalist geworden. Bisher hatte er allerhand, in freibeitlichem Geist gehaltene Kampfschriften sowie ein sehr gutes, durchaus ernstes und eindringliches Buch über Paris veröffentlicht. Die Bekanntschaft mit Zola wies ihm nun den Weg der Zukunft. Nach Paris zurückgekehrt, begann er, in Artikeln, die er nach der Heimat sandte, für den französischen Meister zu werben. Bei dem älteren Geschlecht, das unter der Geschmackshegemonie des epigonischen Klassizismus stand, fand er freilich mit seinem Bemühen nur Widerstand. Junge Menschen aber, die, wie er selber, den klaffenden Zwiespalt zwischen dem modernen Leben und der in Geltung befindlichen Literatur fühlten, spitzten die Ohren und merkten auf. Damit war der erste Anstoß gegeben zu jener Revolutionierung des Schriftgeistes, die wenig später einsetzte und die mit dem Namen Conrad als eines ihrer Führer unzertrennlich verknüpft ist.

1883 war Conrad heimgekehrt. Er wählte München zum Wohnsitz, jenes München, in dem noch die Geschmacksüberlieferung der Seibel-Zeit lebendig war, und wo Paul Heyse in unangefochtener Goethe-Herrlichkeit thronte. Conrad begann, gegen diesen Größensturm zu laufen. Sein Hauptbestreben aber war, den Aufstand der Jungen, die mit ihm im selben Geist verbunden waren, regelrecht zu organisieren und in der Gemeinsamkeit stark zu machen. Vor allem galt es, einen Kampfplatz für die fortschrittlichen Geister zu schaffen. So erschien denn am 1. Januar 1885 das erste Heft einer neuen Zeitschrift unter seiner Leitung: „Die Gesellschaft. Realistische Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben“.

Conrad versuchte auch selber, im Geist seines Meisters Zola moderne Gesellschaftsprobleme dichterisch zu gestalten. Er plante eine ins Münchenerische übersehte Rougon Maquart.

Man wird diese Bücher, wie „Was die Ikar rauscht“ oder „Die Augen Jungfrauen“ heute nur noch als bemerkenswertes Symptom für die oppositionelle Stimmung der herausdrängenden Generation betrachten. Höher steht der, allerdings weit später erschienene tragische Künstlertraum „Rajestität“, der um die Gestalt des unglücklichen Ludwig II. der Schimmer romantischer Verklärung webt. Köstlich ist das halb satirische, halb utopistische Roman aus dem dritten Jahrtausend: „In purpurner Finsternis“; eine phantastische Schöpfung aus Zeitkritik und Zukunftsvision, über der der Geist Friedrich Nietzsches, des anderen großen Erlebnisses Conrads, schwebt.

Die Bedeutung Conrads liegt jedoch nicht in diesen Dichtungen. Seine Ruhmestat ist die Organisation der literarischen Jugend und die Schaffung der „Gesellschaft“. In die agitatorische Wirksamkeit warf er seine trotzig, aufrechte, unbeugsame Persönlichkeit hinein, und vor dem Eindrud seiner kernhaften deutschen Kämpfernatur verblaßt alles, was er geschrieben. Von der Gründung der „Gesellschaft“ datiert die neue Zeitrechnung unseres Schrifttums. In dieser Zeitschrift sprachen zuerst die Concordi, Weibtreu, Schlaf, Hensell, Maday, auch Hauptmann und Dehmel. Conrads Persönlichkeit aber gab der Bewegung die Stoßkraft. Er wies den Weg, und wo es dreinzuschlagen galt, fauchte sein gutes Schwert nieder in breiten Schlägen auf alles, „was in irgend einer Form, unter irgend einem Vorwand dem Verderb unseres Volksgeistes diene, der Charakterlosigkeit und Bedientenhaftigkeit neuen Vorschub leistete“. Freilich reisten nicht alle Blütenräume. Neue Wellen kamen, und die Entwicklung ging über Conrads Werk weiter. Aber der erste Anstoß kam von ihm, und in der Geschichte jener Tage bleibt die herrliche Gestalt des Mannes, der in seiner kernhaften geraden Art unergänglich ist. Man muß ihn zu den deutschen Charakteren im edelsten Sinne zählen, und so wird sein Bild die Zeit überdauern.

Der geschichtliche Fortgang hat seine Erscheinung allmählich in den Hintergrund geschoben; nicht in die Vergessenheit; denn wer ja etwas von seiner Persönlichkeitswirkung erfährt, wird ihm ein liebendes Gedächtnis bewahren. Vor allem aber wird er das schönste seiner Bücher lieben, sein Gedichtbuch „Salve Regina“, und zwar gerade um der Persönlichkeit willen, die hier am reinsten und unmittelbarsten ausstrahlt. Conrad ist kein Sänger schöner Weisen. Er ist überhaupt kein eigentlicher Lyriker. Aber ein seltener Mensch von starkem, eigenständigem Buchse spricht hier zu uns, ob er nun, ein reißiger Kämpfer, den Feinden sein trotziges „Greißt an“ entgegenruft, ob er von Weib und Kind singt oder vor der alten Mutter in kindlicher Madonnenandacht kniet, oder ob er in Versen von rührender Schönheit seine Liebe zur Heimat Erde, zu der fränkischen Heimat trauten Gauen, bekundet. Das ist es, was uns dieses Buch so unergänglich teuer werden läßt.

Michael Georg Conrad, der nun die Schwelle zum achten Jahrzehnt überschreitet, hat sich längst von der kämpferischen Beteiligung an der Zeitbewegung zurückgezogen, nach dem es in den 60er Jahren sogar eine Weile Mitglied des Reichstags war, ohne aber in dieser Eigenschaft in bemerkenswerter Weise hervorzutreten. Er ist verheiratet mit der bekannten Schauspielerin Conrad-Namf. Über die große Sturmzeit, die er mit heraufgeleitet, plaudert er in dem frischen Büchlein „Von Zola bis Hauptmann“.



## Aus der Kriegszeit.

Das Unter-See-Boot. Unter allen Erzeugnissen der modernen Technik, deren Erprobung in diesem Kriege von überwälzender Wirkung war, spielt das Unterseeboot die erste Rolle von stärkster Wirkung. Die Erfolge, die Deutschland mit der U-Boot-Waffe zu erringen wußte, haben die Aufmerksamkeit der Militärs und Techniker aller Länder auf die äußerste gesteigert. Überall beschäftigt man sich intensiv mit den Vorteilen einer Unterseebootflotte, und ganz besonders in dies in den Vereinigten Staaten der Fall, deren Flottenprogramm den Bau von riesigen Unterseebooten den breitesten Raum gewährt. Die erfinderische Tätigkeit der amerikani-



chen Techniker und Ingenieure sucht aber das Unterseeboot auch anderen als rein militärischen Zwecken dienstbar zu machen. Unter den zahlreichen Projekten zur neuartigen Verwertung der besonderen Eigenschaften des Unterseebootes erregt das Unter-Eis-Boot des amerikanischen Erfinders und U-Boot-Baumeisters Simon Lake das größte Interesse. Es handelt sich um einen Plan, an dessen praktischer Ausführung er seit 1903 arbeitet, allerdings ohne bisher eine einwandfreie praktische Probe auf das Gelingen machen zu können. Das Unter-Eis-Boot ist ein mit besonderen Einrichtungen versehenes U-Boot für Polarexpeditionen. Die Konstruktion dieses Bootes schildert der Erfinder selbst in einem Artikel des International Marine Engineering: „Die Hauptschwierigkeit bei Polarexpeditionen besteht in der Notwendigkeit, große Eismassen zu durchbrechen, die der Fahrt des Polarschiffes die schwersten Hindernisse in den Weg legen. Die Schiffe müssen zum Eisbrechen besonders stark gebaut werden, und auch dann kommen sie nur höchst langsam oomwärts, oft auch bleiben sie ganz stecken. Das Unter-Eis-Boot soll nun diese Schwierigkeit leicht überwinden. Es soll eine vollkommen sichere und gefahrlose Fortbewegung unter den Eismassen ermöglichen. Es soll mit Batterien ausgestattet sein, die für eine ununterbrochene Fahrt über 150 Meilen ohne neue Ladung ausreichend sind. Darn allerdings müßte man wieder über Eis gelangen und die Batterien neu laden. Das Unter-Eis-Boot hat einen besonders erprobten Periscope-Turm, dessen scharfe Konten während der Fahrt das Eis durchschneiden. Auf diese Weise befindet sich das Periscope über Eis, während das Boot unter der Eisdicht dahinfährt. Der obere Teil des Bootes soll beim Aufwärtstreiben ein leichtes Durchbrechen dünnerer Eisschichten ermöglichen. Ist das Eis aber hierfür zu widerstandsfähig, so soll es durch Auslegung eigens für diesen Zweck konstruierter Minen gesprengt werden, so daß das Boot Platz findet, um an die Oberfläche zu kommen. Für die Orientierung unter Eis soll der Kompaß genügen. Das Boot hat auch zwei Räderpaare am Kiel, um sich erforderlichenfalls bei kurzen Strecken auf festem Grund wie ein Automobil fortbewegen zu können.“ Wie der Erfinder Lake versichert, sollen die kanadischen Behörden die Absicht haben, ein solches Unter-Eis-Boot zur Beförderung der Post im Hafen von Vancouver während der Eiszeit auszuprobieren.

Der Londoner „Standard“ einst und jetzt. Die Geschichte des „Standard“, der einst größten und vollständigsten Zeitung Englands, die vor wenigen Tagen ihr Erscheinen, angeblich wegen Papiermangels, einstellen mußte, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Zeitungsverhältnisse Großbritanniens. Zwar ist der Papiermangel überm Kanal tatsächlich vorhanden, und selbst Blätter wie die „Times“ und die „Daily Mail“ mußten ihren Umfang beschränken; dennoch erscheint die Begründung, daß dieser Mangel an dem Eingehen des „Standard“ schuld sei, ziemlich haltlos. Denn wenn die anderen Blätter sich genügend Papier verschaffen können, um weiter zu bestehen, so müßte dies auch für den „Standard“ zutreffen. In Wirklichkeit ist das Blatt, das einst das berühmteste war, an Geldmangel zugrunde gegangen. Im 19. Jahrhundert galt der „Standard“ als das anständigste englische Blatt, und damals trug die Anständigkeit auch noch ihre Früchte. Es war das Organ der Bürger und der Gebildeten und hatte zeitweise die größten aller englischen Zeitungsauflogen. Als der „Standard“ 1827 erschien, mußte man für das nur vier kleine Seiten umfassende Blatt sieben Pence zahlen. Der „Standard“ war auch bekannt durch seine scharfe Stellungnahme gegen jede Neuerung, die ihm für das Ideal der persönlichen Freiheit bedrohlich schien. So wandte er sich einst gegen die Einführung der Schulleute auf den Straßen, die er als unwürdige Spione bezeichnete. 1857, als der „Standard“ in den Besitz von James Johnstone überging, erreichte er seine einflußreichste Höhe. Die größte journalistische Leistungsfähigkeit aber erlangte das Blatt unter dem Herausgeber Wadford, der während der ägyptischen Kämpfe als Erster die Kriegsberichterstattung großen Stiles einführte. Wie sehr die englischen Gesellschaftsblätter in der Vierteljahrspresse den „Standard“ zu verdrängen wußten, geht daraus hervor, daß das Blatt jetzt verschwinden mußte, weil sich kein Käufer dafür fand.

Was ein Kriegstag die Franzosen kostet. Während die Presse der Alliierten sich eifrig damit beschäftigt, die angeblichen Schwächen der deutschen Finanzlage herauszurechnen, haben die alliierten Regierungen vollauf genug damit zu tun, ihre eigenen Finanzen immer wieder einer Prüfung zu unter-

ziehen, die die Gedanken der englischen und französischen Minister immer sorgenvoller gestaltet. Wie wenig erfreulich es um die Geldverhältnisse in Frankreich steht, geht aus der Tatsache hervor, daß die Pariser Wäcker seit einiger Zeit nicht ganz im Einklang mit ihren Folgen oder beruhigenden Phrasen, Betrachtungen über die Ausgaben und Einnahmen des Landes veröffentlichen, die die Zukunft nicht gerade im richtigsten Licht erscheinen lassen. Zu solchen Erwägungen gibt besonders die Berechnung Veranlassung, die der Berichterstatte der französischen Budgetkommission dem Parlament bekanntgab. So sehr dieser Bericht sich auch bemüht, die Staatseinnahmen in möglichst vorteilhafter Weise aufzuzählen, so kommt er doch nicht über die große Klust hinweg, die diese Einnahmen von der durch den Krieg ins Ungeheure gesteigerten Ausgaben trennt und sich fortwährend zu erweitern droht. Nunmehr berechnet das „Journal“ die französischen Kriegsausgaben seit Ausbruch der Feindseligkeiten, und trotz aller gelentigen Wortspiele vermag das Blatt nicht ganz seine Sorgen zu unterdrücken. Wenn man zu den bisher verausgabten Summen noch die bis zum 30. Juni erforderlichen Ausgaben schätzungsweise dazu rechnet, so ergibt sich die Summe von 85 191 253 694 Franken für das Kriegsministerium, 1 436 247 585 Franken für die Marine, 374 574 201 Franken für die Kolonien. Die Gesamtausgaben vom 1. August 1914 bis zum 30. Juni 1916 belaufen sich demnach auf 87 Milliarden, 2 Millionen, 90 480 Franken. Da die für andere als für Kriegszwecke erforderlichen Ausgaben in demselben Zeitraum sich auf 9 779 709 578 Franken belaufen, berechnet der „Matin“ für die Dauer von ungefähr 24 Kriegsmonaten einen Gesamtaufwand von 40 781 879 848 Franken. Ein Kriegstag, so schließt das „Journal“ diese für den französischen Staatshaushalt ein wenig peinlichen Betrachtungen, kostet Frankreich 87 Millionen Franken.

Falsche Banknoten in Italien. Bekanntlich hat sich bei der letzten italienischen „Siegesanleihe“ ein Teil des italienischen Patriotismus darin bekundet, daß massenhaft mit falschen Banknoten zu 500 Lire gezeichnet wurde. Das überreizt keinen Kenner Italiens. Nur Rußland vielleicht noch vermag es, mit Italien im Reichum an eingezogenen und noch fortwährend im Umlauf befindlichen falschen Banknoten zu konkurrieren. Welchen Umfang dieses Fälscherwesens in Italien hat, darüber unterrichtet eine Statistik der italienischen Regierung aus dem Jahre 1910. Danach hat man im vorhergehenden Jahre ungefähr 12 000 gefälschte Banknoten im Gesamtwert von etwa dreimal hunderttausend Lire aus dem Verkehr ziehen müssen. Bei diesen Zahlen und überhaupt unsern Ausführungen handelt es sich lediglich um das Nachahmen der Banknoten. Das Handwerk der Fälschmünzer, die sich auf die Nachahmung von Silber-, gelegentlich auch Nickelgeld beschränken, ist ein Kapitel für sich. Die italienischen Banknotenfälscher sind meist gut organisierte Banden, die nach dem Genossenschaftsprinzip ihre Arbeit und ihren Gewinn einrichten und verteilen. Nur selten gelingt es der Polizei, sei es durch irgendeinen Zufall dazu geführt, sei es durch die Denunziationen eines abgesprenkten Mitgliedes der Fälscherbande auf deren Treiben und Schlupfwinkel aufmerksam gemacht, ein solches Nest auszuheben und die Banknotenfälscher unschädlich zu machen. Gelegentlich sind mit diesen Entdeckungen auch peinliche Überraschungen verbunden. Denn es scheint den kursorierenden Erzählungen aber auch den Prozeßberichten nach selbstverständlich zu sein, daß mit diesen Banden direkt oder indirekt Angehörige der aristokratischen Gesellschaft oder Persönlichkeiten, die mit Mitgliedern der Regierung verwandtschaftlich oder freundschaftlich sehr nahe verbunden sind, in „Geschäftsbeziehungen“ stehen. Denn man muß es sich vergegenwärtigen, daß es sich in den meisten Fällen um weitverzweigte Unternehmungen handelt, die sich natürlich für ihre Zentralen nicht die stillste Gegend des Landes aussuchen, sondern sich naturgemäß gerade in den Haupttubel begeben, im Gemisch vielleicht einer Fremdenbevölkerung an stark belebten Bade- und Kurorten, wo Selbstankheit der Lebensweise nicht auffällt und die Möglichkeit zu zwanglosen Zusammenkünften, Anwerbung neuer Bekanntschaften usw. sehr leicht gegeben ist. In den letzten Jahren kontrolliert sich die Tätigkeit dieser Banknotenfälscher, die sich das Königreich Italien, in den meisten Fällen ihr Vaterland, zum Wirkungsfeld ausersehen haben, in New York. Von dort aus lassen sie die Banknoten dann mittels ihrer europäischen Agenten in Verkehr bringen.